

VII.

So sehr ich mich über das Fortschreiten von Verenas geistiger Genesung freute — die körperliche Schwäche, welche sich bei ihr zeitweilig einstellte, hielten wir für die natürliche Reaction auf so viele Aufregungen — so sehr ich mich also von Verenas wiedergewonnener Gesundheit befriedigt fühlte, so sehr fühlte ich mich beängstigt von dem Stillschweigen meines Vaters, von dem ich seit Wochen schon keine Nachricht erhalten hatte. Ich trug mich mit den schlimmsten Befürchtungen, und die ehrwürdige Mutter, welche seit der Nacht, die mir das Klostergeheimnis enthüllte, sich mir gegenüber ungewöhnlich mild und theilnehmend verhielt, wie auch die mir so theure Verena, welcher ich ebenfalls meinen Kummer anvertraute, wurden nicht müde, mir Trost und Muth zuzusprechen. Da endlich, nach unsäglich langer Zeit des Harrens und Hoffens, kam ein Schreiben meines Vaters. Ich bedeckte die lieben Schriftzüge mit meinen Küssen und dankte Gott, daß er mir den theuren Vater gnädig erhalten habe. Doch als ich den Brief gelesen hatte, da sah ich wohl, daß diese Zeilen fast vierzehn Tage alt und im Lazareth zu Mailand geschrieben waren!

Mein Vater war durch einen Schuß in die linke Hüfte verwundet worden und hatte längere Zeit das Bett hüten müssen. Zu meinem Troste schrieb er aber auch, daß er wieder gänzlich hergestellt sei und in wenigen Tagen Stalien zu verlassen gedenke, um mich abzuholen, da ja der Krieg beendet sei. Eine tiefe Wehmuth über den abermaligen unglücklichen Ausgang einer entscheidenden Schlacht sprach sich in jedem Worte meines guten, tapferen Vaters aus, der mit so treuer Liebe seinem Kaiser und seinem Oesterreich zugethan war. Zu meiner großen Verwunderung äußerte sich mein Vater aber mit keiner Sylbe über meine Nachrichten, welche Verena und Julian betrafen, und auch von diesem letzteren erwähnte er kein Wort, trotzdem er alle meine Briefe, zwar meist verspätet, aber doch richtig erhalten hatte. Ich konnte mir nur denken, daß er vielleicht die

Befürchtung gehegt habe, sein Brief könnte von der Oberin zuerst gelesen werden. Doch würde er in diesem Falle der ehrwürdigen Mutter Unrecht gethan haben, welche mir gegenüber das Briefgeheimnis streng respectirte.

Ich eilte mit dem Schreiben meines Vaters zu der ehrwürdigen Mutter, um es ihr vorzulesen, um ihr mein Glück und meine Hoffnung zu schildern. Still lächelnd und doch mit milder Wehmuth in den edlen Zügen hörte mich Mater Sybilla an. „Wie glücklich ist die Jugend!“ sagte sie leise. „Jetzt dünkt ihr der Himmel so dunkel, daß sie meint, er könne in langer Zeit nicht wieder hell werden; und siehe da, ein einziger Sonnenstrahl genügt ihr, um die ganze Welt wieder in Licht und Glanz zu tauchen. Doch Du hast wohl recht, meine Tochter, Dich zu freuen, daß der Herr Deinen Vater gnädig aus den großen Gefahren des Krieges errettet hat, und daß Du die Hoffnung hast, bald mit ihm wieder vereint zu sein. Ich freue mich mit Dir, und zusammen wollen wir dem Herrn danken; denn er ist gütig und seine Gnade währt ewiglich. Komm, wir werden in die Kapelle gehen!“

Die ehrwürdige Mutter stand auf und löste den silbernen Rosenkranz von ihrem Gürtel. In diesem Augenblicke erklang jedoch ein leises Klopfen an der Thür, und als die Oberin zum Eintritte aufforderte, steckte die Schwester Pfortnerin das gutmüthige volle Gesicht zur Thür herein und meldete, daß im Sprechzimmer ein Besuch sei, welcher nach der ehrwürdigen Mutter und dem Fräulein Teresa gefragt habe.

Die Oberin warf mir einen ganz eigenthümlichen Blick zu. „Ahnst Du, wer das sein könnte?“ fragte sie; — aber ich hatte schon ihre Hand ergriffen. „Kommen Sie, mein Gott, kommen Sie,“ rief ich, und das Herz von glücklichen Ahnungen geschwellt, flog ich förmlich die Treppe hinunter, indes Mater Sybilla mir etwas langsamer folgte. Wenige Augenblicke später lag ich an der Brust meines Vaters! —

Ach, es war wohl begreiflich, daß ich zu ergriffen war, um etwas anderes zu sehen als ihn, meinen Vater, den Gott mir so gnädig erhalten hatte. Als ich zur Tante

sprechen wollte und mich aufrichtete, blieb mein Blick auf einer hohen, ernsten Männergestalt haften. Das blasse Gesicht, in dem die Augen so dunkel glühten, erschien mir seltsam bekannt, bekannter noch durch die Trauer, welche um den feinen Mund lag, da er mich im Arme meines Vaters sah. „Wer ist das,“ wollte ich fragen und hätte doch der Antwort nicht bedurft. Tante Sybilla stand da mit großen, weit offenen Augen und starrte, als sähe sie ein Gespenst, den Mann an, der so stumm und bewegt seinen Blick auf sie gerichtet hielt.

„Du — Du bist es — Julian!“ stöhnte die Priorin auf und streckte ihm, dem Eindrucke des Augenblickes folgend, beide Hände entgegen.

„Ja, ich bin es, Sybilla, und ich komme Dich zu fragen, wo Verena ist. Ich komme, um Dich zu fragen, warum Du mir geschrieben hast, daß sie todt sei, warum Du mich betrogen, warum Du mich namenlos elend gemacht hast!“

Bei dem schmerzlichen Klang der tiefen, vollen Stimme schien die ganze heiße Liebe zu dem Bruder, der einst ihr Stolz und ihr Glück gewesen, in Sybillas Herzen wieder zu erwachen. Die hohe Gestalt der Priorin schauerte in sich zusammen, wie wenn der Sturm die Edeltanne faßt; und da, da lag Sybilla plötzlich auf den Knien vor dem Bruder, und beide Arme zu ihm emporgestreckt, flehte sie wie in todesbanger Qual: „Verzeihung, Julian, o Verzeihung, ich habe ja nicht anders gekonnt!“ — —

Tief erschüttert sah ich, wie sich Julian über die Schwester beugte, um sie aufzuheben. Aber ach, er zog sie nicht liebend und verzeihend an sein Herz. Ruhig und kühl, als sei sie ihm eine Fremde, führte er die Oberin zu einem Sitze und blieb hier vor ihr stehen. — Nie vielleicht waren sich die Geschwister ähnlicher gewesen! Die momentane Weichheit war ganz aus Julians Gesicht verschwunden, das einen bitteren finsternen Ausdruck angenommen hatte, als hätte die Selbstdemüthigung der Schwester ihm erst wieder all das Leid zurückgerufen, das Sybilla über ihn gebracht hatte. Vielleicht stieg auch Verenas liebliche Erscheinung in diesem

Augenblicke vor seiner Seele auf, und er dachte an das junge holde Wesen, das er im Geiste gebrochen, zertrümmert für ewig sah, er dachte an das eigene verlorene Leben.

„Verzeihung!“ sprach er hart, „wie kann ich verzeihen, wenn ich nicht vergessen kann!“

„Gott ist barmherziger, wie Du“, sagte die Priorin mit bitterem Vorwurfe in der Stimme.

„Barmherziger!“ lachte Julian schneidend auf. „Welcher Gott gibt der armen Wahnsinnigen das Him-
melslicht der Vernunft wieder!“ —

„Berena ist nicht mehr wahnsinnig,“ entgegnete meine Tante, gepreßt und doch mit leichtem Erstaunen in den Zügen, daß Julian diese Thatfache, welche ich, wie sie wußte, in den zwei letzten Briefen an meinen Vater erwähnt hatte, nicht zu kennen schien.

„Nicht mehr wahnsinnig!“ rief Julian in heftigster Bewegung aus. „Sybilla, ist das wahr?“

Und nun erzählten wir, bald meine Tante, bald ich, und auch mein Vater theilte mit, was uns noch unbekannt war. Er hatte in Mailand im Spital ge-
legen und hatte dort Julian gefunden, welcher sich der freiwilligen Krankenpflege gewidmet hatte. Mein Vater hatte Julian alle meine Briefe aus dem Kloster gezeigt und gehofft, damit den Geist düsterer Schwermuth zu bannen, in welchen Julian versunken war. Julian mochten wohl alle diese Nachrichten die schwersten Seelenkämpfe verursacht haben, wie ich aus den halben Andeutungen meines Vaters entnahm; doch entschloß sich der Graf sofort, mit meinem Vater in die Heimat zurück-
zukehren, um selbst zu hören und zu sehen. Meine beiden letzten Briefe hatte mein Vater nicht erhalten. Und nun berichtete die Priorin wieder über die jüngsten Ereignisse, und als sie geendet hatte, da reichte mir Graf Julian die Hand und sprach mir innig bewegt seinen Dank aus, den ich doch nicht verdiente.

„Und wirst Du mir jetzt gestatten, Berena zu sehen?“ fragte Julian, sich zu seiner Schwester wendend.

„Ich kann Berena jetzt nicht als zum Verbannte des Klosters gehörig betrachten,“ erwiderte Vater

Sybilla, „und so will ich es wohl verantworten, Dich zu ihr zu führen.“ Sie hielt einige Augenblicke, wie mit sich selbst kämpfend, inne und fügte dann leise hinzu: „Berena sehnt sich nach Dir!“

Ich traute meinen Ohren kaum, als ich diese letzten Worte von den Lippen der „Nonne“ Sybilla sprechen hörte. Welchen Kampf mußte die Liebe der Schwester mit der Starrheit der Himmelsbraut gekämpft haben, um sich diese Worte zu gestatten. Ich begriff Sybilla wohl, es war die zweite Bitte um Vergebung, welche die Priorin nun in anderer Form an den Bruder richtete. Und auch Julian verstand sie.

Der Name, den sie im Elternhause getragen hatte, der Name, den sie von den Kinderlippen des kleinen Bruders so gern gehört, glitt über die Lippen des Mannes.

„Stelka,“ rief er mit dem ganzen innigen Wohl-laut, dessen seine Stimme fähig war, „Stelka, was mußt auch Du gelitten haben!“

Schluchzend sank das Haupt der Priorin an die Schulter des geliebten Bruders; und ich ergriff die Hand meines Vaters und zog ihn leise mit mir hinaus, um die Geschwister allein zu lassen.

VIII.

Ich führte meinen Vater in mein Zimmer hinauf, in die einstige Zelle Schwester Berenas, und zeigte ihm dort den Secretär und seine Geheimnisse: das verborgene Fach und das Tagebuch. Natürlich bat ich meinen Vater, auch Onkel Julian nichts von meinen Entdeckungen zu verrathen. Mein Vater und ich hatten uns viel, viel zu erzählen, und doch drängte die Theilnahme an dem Geschehe der Freunde sogar das Interesse an unsere eigene Angelegenheiten einigermaßen in den Hintergrund.

Mein Vater sagte mir, daß Onkel Julian rastlos forschend Jahr um Jahr die Welt durchstreift habe, lernend und lehrend. Er habe sich bedeutende Kenntnisse auf jedem Gebiete des Wissens erworben, habe in Paris Medizin studiert und sei dort zum Doctor